

Stimmiges Ganzes für Herz und Gemüt

SURSEE Jacques Offenbachs Operetten-Revue «La vie parisienne» erlebte gestern im Stadttheater glanzvolle Premiere. Die Produktion überzeugt mit viel Esprit.

HANNES BUCHER
kultur@luzernerzeitung.ch

Noch ist das Musical «Anything goes» von 2014 auf der Bühne des Stadttheaters Sursee in bester Erinnerung – und nahtlos knüpft die diesjährige Produktion am Grosseffort von 2014 an: Mit «La vie parisienne» von Jacques Offenbach aus dem Jahr 1866 steht dieses Jahr wieder eine Operette auf dem Programm. «Der Operettenfreund wird eine Operette vorfinden – der Musical-Freund wird ebenso zufrieden sein», sagt Otto Vonarburg, der Vereinspräsident der Musik- und Theatergesellschaft Sursee. Regisseur Björn B. Bugiel arbeitet nicht in sturen Schemen: «Für mich ist alles, was mit Musik und Bildern zu tun hat, mein Ding. Ob Musical, Cabaret, Oper oder eben Operette. All diese Werke erzählen Geschichten.» Und «frisch und frech» wolle er Offenbachs Operette in Szene setzen.

Atemlos durch die Nacht

Es darf vorweggenommen werden: Das ist gelungen: Das Premierenpublikum gestern Abend kam in den Genuss eines grossartigen, stimmigen Ganzen: ein gelungenes Zusammenspiel von einem starken Chor, grossartigen Solisten, frechen Tänzerinnen und einem Orchester im Graben, das Offenbachs Musik umsetzt. Dies alles inmitten einer Szenerie voller farbenprächtiger Kostüme, Roben, Hüte, Requisiten. Mit viel Gespür ins rechte Bühnenlicht gerückt, inmitten eines prächtigen Bühnenbilds, das einmal detailgetreu und dann wieder silhouettenartig reduziert daherkommt. Ein wahres Sinnesbad: Aug und Ohr, Herz und Gemüt kommen voll auf ihre Kosten.

Die Operette «La vie parisienne» entstand im Vorfeld zur Weltausstellung von 1867. Jacques Offenbach und seine beiden Librettisten bekamen vom Théâtre du Palais-Royal den Auftrag, eine Opéa-bouffe zu schreiben. Anfänglich von den



Auch einen Hauch Moulin Rouge kann man an der Operette in Sursee erleben.

PD/ Roberto Conciatori

Auftraggebern als «zu frivol» befürchtet, erlebte das Werk einen grandiosen Erfolg. Die Operette erzählt in fünf Akten die Geschichte des schwedischen Gutsbesitzers Baron von Gondremark (Chasper-Curò Mani) und seiner Frau Christine (Hilda Joos), die Paris erkunden wollen.

Der Baron sucht Liebesabenteuer, seine Frau will das kulturelle Leben genießen. Wenn da nicht der Lebemann Gardefeu (Jan-Martin Mächler) wäre, dessen Herz für die Baronin entflammt und der keinen Aufwand scheut, sie zu erobern.

Und da ist auch Bobinet (Michael Gniffke), der mit Gardefeu gemeinsame Sache macht, auch wenn sie sich früher wegen der reizenden Metella (Raya Sarantino) überworfen hatten. Eine Ausgangslage gemacht für eine Folge von Verkleidungen, gewollten und ungewollten, ebenso peinlichen wie amüsanten Verwechslungen; einer Fülle von Gelagen und Amusements. Und selbstverständlich mündet alles in einer rauschenden finalen Versöhnung. «Natürlich vergebe ich dir – es ist ja schliesslich eine Operette», lacht

Gräfin Christine gegenüber ihrem Ehemann am Schluss.

«Mitleben, mitschwingen, mitleiden und mitlieben» soll das Publikum, wünscht sich der Regisseur. Das wird leicht gemacht. Von Beginn weg hat das Stück Fahrt, Schmiss, Dynamik. Es gibt keine Durchhänger. Die Leichtigkeit, der Puls der französischen Metropole, die Achterbahn der Gefühlsauschläge kommen zum Tragen. Es darf viel gelacht und geschmunzelt werden. Die Charaktere sind herrlich gezeichnet. Als Beispiel

Tickets zu gewinnen

Wir verlosen **3-mal 2 Tickets** für «La Vie Parisienne» (Aufführung vom Freitag, 19. Januar, 19.30 Uhr).



Wählen Sie bis morgen obige Nummer, oder nehmen Sie auf www.luzernerzeitung.ch/wettbewerbe teil.

seien etwa Michael Gniffke als Bobinet oder Jan-Martin Mächler als Gardefeu erwähnt, die ihre Rollen einnehmend ausgestalten. Die andern stehen nicht nach: Mit begeisternden Standing Ovationen verdankt das Premierenpublikum die zwei Stunden bester Unterhaltung.

Abschied nach 40 Jahren

Hilda Joos hat das Surseer Musikleben der letzten 40 Jahre geprägt; in der Rolle der schwedischen Baronin steht sie nun zum letzten Mal auf der Bühne. Ihre eindrückliche Stimme, ihre grossartige Ausgestaltung vieler Hauptrollen in den letzten Jahrzehnten werden fehlen. Sie wird dem Verein in anderen Funktionen weiterhin zur Verfügung stehen. Ein feines Gespür haben die Verantwortlichen für die aktuellen Vorfälle in Paris gehabt. Mit schlichten Worten wurde die Problematik vor dem Premierenbeginn angesprochen. «Wir wollen an die Opfer denken und die Werte von Toleranz, Liebe, Freiheit hochhalten.» Das tat gut und entlastete den Abend von der dunklen Aktualität.

HINWEIS

Weitere Aufführungen noch bis 28. März jeweils Freitag, Samstag und Sonntag und einmal Mittwoch (11. Februar). Alle Daten und Tickets: www.stadttheater-sursee.ch



Hinweis: Weitere Impressionen zur Operette in Sursee finden Sie auf unserer Homepage www.luzernerzeitung.ch/bonus

Die Schweiz erhält beim Kampf gegen Antikenhandel Lob

KUNSTHANDEL Einst galt die Schweiz als Drehscheibe für den illegalen Handel. Heute haben sich Gesetze und der Ruf deutlich verbessert.

Lob für die Schweiz: Sie habe ein gutes Gesetz gegen den illegalen Handel mit Kulturgütern. Das war in Berlin an einer Tagung über Antikenhandel mehrfach zu hören. Solche Töne sind neu. Denn früher galt die Schweiz als beliebter Umschlagplatz von verdächtiger Kunst. Noch 2003, nach dem Sturz Saddam Husseins und der Plünderung irakischer Museen, geriet die Schweiz unter internationalen Beschuss. Sie sei mit ihren Zollfreilagern und ihrem starken und liberalisierten Kunstmarkt die Drehscheibe für illegale Machenschaften, für den Kunst-Schwarzmarkt.

Wie wurde die Schweiz vom Buhmann zum Musterknaben? Durch ein Gesetz. Die Grundlage für einen sauberen Kunsthandel und gegenseitige Achtung der nationalen Kulturgüter bildet die Unesco-Konvention von 1970. 1994 folgte die verbindlichere Unidroit-Konvention über gestohlene oder rechtswidrig ausgeführte Kulturgüter. Die Schweiz hat die Unesco-Konvention erst 2003 ratifiziert und 2005 mit dem Kulturgütertransfergesetz (KGTG) in Kraft gesetzt. Bis heute haben 127 Staaten die Unesco-Konvention unterschrieben.

Aufs KGTG aufmerksam gemacht wird man als Bürgerin immer dann wieder, wenn die Schweiz offiziell Kulturgüter

zurückgibt, die der Zoll oder die Polizei beschlagnahmt haben. Der Bund publiziert solche Fälle gerne und prominent, damit sie abschreckend wirken.

Drei Beispiele aus dem letzten Jahr: Isabelle Chassot, Direktorin des Bundesamtes für Kultur, übergab kürzlich eine Terrakotta-Statue an die Botschafterin der Volksrepublik China. Der Zoll des Flughafens Basel hatte die 47 cm grosse Statue aus der Han-Dynastie in einem Paket entdeckt, das an eine im Kanton Waadt wohnhafte Person adressiert war. Diese Person wurde verurteilt, die Statue einzuziehen. Am 27. Mai wurden 150 antike römische Münzen aus Raubgrabungen an Serbien zurückgegeben. Am

6. März konnte die Staatsanwaltschaft Basel-Stadt italienischen Polizeibeamten die letzten von insgesamt 4536 archäologischen Funden aus Raubgrabungen übergeben. Nachdem zwei Beschwerdeführer in den letzten 13 Jahren 13-mal gerichtlich gegen die Rückgabe geklagt hatten, hatte das Bundesgericht letztinstanzlich die Rückgabe verfügt.

Imagegewinn für die Schweiz

Für die Schweiz war das KGTG ein Meilenstein, weil es im internationalen Vergleich recht streng ist – und wirkt. «Über 1000 Anfragen des Zolls haben wir seit 2005 bearbeitet, daraus resultierten 160 Verfahren und 72 Verurtei-

lungen», sagt Benno Widmer, Leiter der Fachstelle für Kulturgütertransfer beim Bund.

In der Schweiz müssen Händler ihre Käufe und Verkäufe dokumentieren und die Dokumente über 30 Jahre aufbewahren. Das verlangt das Schweizer Recht übrigens nicht nur für Antiken, sondern für den gesamten Kunst- und Auktionshandel. Viel Bürokratie, seufzen die Händler auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber profitieren die seriösen Anbieter im In- wie Ausland von einem besseren Image.

Brisanz bekommt das Thema Antikenhandel durch Berichte aus Syrien und Nordirak, über Raubgrabungen und die Terrorgruppe IS, die sich auch mit Kunst finanziert. Dadurch sind der illegale Handel und die Antikenmafia nochmals erstarkt. Die Schweiz hat reagiert; der Bundesrat hat ein Embargo gegen Kunstgüter aus Syrien beschlossen.

Streit über Museumsschätze

In Deutschland hat sich ein Streit darüber entzündet, wie sauber Museumsbesitz ist. Und in der Schweiz? Wir fragten Andrea Bignasca, den Direktor des Antikenmuseums Basel, ob er noch Stücke aus Syrien ankaufen würde: «Ausgeschlossen! Wir wissen seit drei Jahren von Raubgrabungen in Syrien, seither sind solche Stücke tabu.» Generell sei man in den Museen vorsichtiger mit Neuerwerbungen. Das Gesetz habe Klarheit geschaffen: «Wir wissen heute, was man darf und was nicht.»

Fühlt Bignasca Misstrauen gegenüber dem Museum? «Nein, überhaupt nicht: Was wir haben, ist in Ordnung. Die Stücke unserer Dauerausstellung sind

publiziert, beschrieben, erforscht und öffentlich zugänglich.» In Deutschland hat man die staatlichen Museen aufgefordert, die gesamten Bestände zu prüfen. Hat man das auch in Basel vor? «Nein, das können wir nicht», sagt Bignasca. «Sonst würden meine Kuratoren die nächsten Jahre nichts anderes machen. Wenn Anfragen aus den Ursprungsländern kommen, untersuchen wir einzelne Stücke eingehend.»

Gesetz gilt auch für Geschenke

Für Museen und Sammler ist klar: Auch was früher ins Land kam, darf nicht einfach weiterverkauft werden. Für Bignasca heisst das: «Wenn Zweifel an der Herkunft bestehen, lehnen wir sogar Schenkungen ab.» Durch Schenkungen oder nach Nachfragen von privaten Besitzern wurden 2011 und 2012 in Genf und Zürich Keramiken aus Peru, eine Grabplatte aus Italien und präkolumbische Mumien aus Chile entdeckt.

Aufsehen erregt hat im Oktober ein Fall aus Bern: Das Historische Museum übergab die Steinfigur Ekeko dem bolivianischen Nationalmuseum für Archäologie in La Paz. Die bolivianische Regierung hatte 2013 erstmals Ansprüche auf die Steinfigur angemeldet. Erworben hatte das Museum das Objekt von den Erben des Schweizer Naturforschers Johann Jakob von Tschudi, der die Figur 1858 im Anden-Hochland gekauft hatte – gegen eine Flasche Cognac. Tschudis Nachkommen verkauften die Figur 1929 dem Bernischen Historischen Museum. Heute ist Ekeko in Bolivien ausgestellt – und hoch geschätzt.

SABINE ALTORFER
kultur@luzernerzeitung.ch



Ekeko stand einst in Bern – wurde aber mittlerweile an Bolivien zurückgegeben.

Keystone